

steht, ihre Aufmerksamkeit auf alle aus Veranlassung der Fasnachtslustbarkeiten entstehende Excesse zu verdoppeln haben.

Die Königl. Ober- und Patrimonial-Beamte haben nicht nur für die schleunige Bekanntmachung dieser Verordnung Sorge zu tragen, sondern auch auf die pünktliche Vollstreckung derselben ihr Augenmerk zu richten, und die Übertretungen mit angemessenen Geld- oder Gefängnisstrafen zu ahnden. Decretum Stuttgart, in Königl. Ober-Reg. Ober-Polizei-Departm., den 29. Januar/1. Februar 1809."

Das Spezialrescript vom 7. Februar 1811 gab dann noch zu erkennen: „daß Wir zwar keinen Grund finden, die in der General-Verordnung vom 1. Februar 1809 erlaubten Maskentänze auf die Nachtzeit zu beschränken, hingegen das Herumziehen der Masken von Haus zu Haus weder zur Tag- noch zur Nachts-Zeit zu gestatten wissen."

Vom Jahre 1812 ab ist dann keine Regierungsverordnung mehr herausgekommen, die speziell Verbote und Beschränkungen für die Fasnachtszeit schaffen will. Mißstände werden von da ab immer im Rahmen der allgemeinen Strafgesetze geahndet.

Wir gehen nicht fehl, anzunehmen, daß unsere Vorahren trotz den in den vergangenen Jahrhunderten erlassenen

humorlosen Strafandrohungen ihre Fasnet mit Volks-humor und Mutterwitz zu feiern verstanden haben und daß sie sich nicht abhalten ließen, über sich selbst und andere herzlich zu lachen, ja daß sie selbst ihre empfindsame hohe Staatsautorität in den Kreis ihrer fasnachtskritischen Betrachtungen einbezogen haben. Wenn wir in den sehr strengen Kleidervorschriften und Rangordnungen unseres Mittelalters lesen, so wird es verständlich, daß einmal im Jahr in glückstrahlender Ausgelassenheit aber auch alle das ganze Jahr sorgsam überwachten Gegensätze verschwinden sollten, ja daß auch bei dieser Gelegenheit mancher Amtsperson in der Narrenfreiheit der Fasnet und der Vermummung vielleicht eine sehr kritische Meinung gesagt worden sein mag. Auf alle Fälle konnte die hohe Autorität die uralten Fasnachtsbräuche, die auch von den Handwerkszünften mit Vorbedacht gehütet wurden, nicht ganz unterbinden. Ob die Verbote und Beschränkungen tatsächlich die offenbar vorhandenen Mißstände beseitigt haben, läßt sich heute nicht mehr feststellen. Jedenfalls waren die damaligen Zeiten nicht besser und nicht schlechter als die heutigen. Heute wie damals kann und soll die Fasnacht, in den Grenzen von Anstand und Sitte begangen, der Spender frischer Kraft in den grauen Alltag sein.

Eine schwäbische Romantikerin – Karoline Paulus

Von Karla Johns

Die Schriftstellerin Karoline Paulus, deren Bücher heute vergessen und verschollen sind, ist eine der wenigen Schwäbinnen, die im Zentrum der Frühromantik lebte, sehr aktiv an ihren Bestrebungen teilnahm und mit den hervorragendsten Figuren ihrer Zeit in engen Beziehungen stand. Da sie nie den Kontakt mit ihrer Heimat verlor, vielmehr regelmäßig alle Jahre nach Schwaben und auch nach Stuttgart kam, sind ohne Zweifel durch sie viele Anregungen aus dem Romantikerkreise auf die geistig bewegten Zirkel der Hauptstadt ausgegangen. Allein schon die Briefe, die Karoline mit der Malerin Ludovike Simanowitz tauschte, und von denen sich einige erhalten haben, sind dafür ein lebendiger Beweis. Auch muß diese fortschrittliche Schwäbin zu den Vorläuferinnen der Frauenemanzipation gerechnet werden. Die Ansichten, die sie über Mädchenerziehung und über die Stellung der Frau in der Ehe geäußert hat, sind so revolutionär und kühn, wie sie vor Georges Sand, der um eine Generation später Gekommenen, bei uns auf dem Festland noch nie ausgesprochen worden sind.

Karoline Paulus ist 1767 zu Schorndorf im Remstal als Tochter des dortigen Oberamtmannes geboren, in einem altertümlichen Fachwerkhause, das, vor kurzem erst erneuert, noch heute zu sehen ist. In einem großen Geschwisterkreis aufgewachsen, hat das begabte Mädchen wohl auch am Unterricht der Brüder teilgenommen. Denn

sie verstand später nicht nur ausgezeichnet Französisch zu sprechen und zu schreiben, sondern auch Latein zu lesen. Nicht weniger gründlich war ihre musische Ausbildung. Im Klavier- und Gitarrespiel sowohl als auch im Gesang zeichnete sie sich vor andern aus und bei Liebhaberaufführungen fiel sie durch ihr anmutiges Tanzen und Spielen auf. So konnte ihr schon einmal der phantastische Einfall kommen, gemeinsam mit ihren Freundinnen vom Carlstheater in Stuttgart nach Wien zu gehen, um an der Hofoper als Schauspielerin zu wirken.

Die Eltern werden froh gewesen sein, in ihrem Neffen, dem grundgelehrten Magister Heinrich Eberhard Gottlob Paulus, dem späteren Aufklärungstheologen, der als Hofmeister der jüngeren Geschwister im Hause lebte, einen geeigneten Schwiegersohn für die extravagante Tochter gefunden zu haben. Das lebenshungrige Mädchen hätte unter der Fessel dieser Ehe, die mehr auf Vernunft und gegenseitige Achtung als auf Leidenschaft gegründet war, sicher stärker gelitten, wäre sie nicht vom Schicksal in großartige Verhältnisse gestellt worden, die ihre Phantasie mächtig anregten und ihren musischen Neigungen entgegenkamen. Denn der junge Ehemann führte sie im Frühjahr 1789, unmittelbar nach der Hochzeit, nach Jena, wohin er einen Ruf als Orientalist erhalten hatte. Es war gerade die Zeit, in der alles, was Geist und Namen hatte in Deutschland, an dieser Universität zusammenströmte

und aus ihr einen Brennpunkt aller jener dichterischen und philosophischen Bestrebungen machte, die unter dem Namen Frühromantik zusammengefaßt werden. Neben Fichte lehrten Schelling und Hegel, aber auch Schiller und Schlegel; Goethe kam sehr häufig von Weimar herüber, Tieck traf sich hier mit seinen Freunden, unter denen auch Frauen wie Karoline Schlegel und Dorothea Veit ihre Rolle spielten.

Das Ehepaar Paulus hielt sich zunächst an die Schwaben, vor allem an Schiller, der an seinen Landsleuten großen Gefallen fand und auch einen näheren Verkehr zwischen den Frauen wünschte. Charlotte Schiller wurde denn auch die Patin des kleinen Mädchens Sophie Eleutherie, das Karoline im September 1791 zur Welt brachte. Gewissenhaft widmete sich die junge Mutter der Erziehung der Tochter und früh führte sie sie in ihre eigene reiche Welt ein. Denn, wie sie später in ihrem Roman „Wilhelm Dumont“ ausführte, war sie der Meinung, man müsse die weibliche Jugend ebenso gründlich und sorgfältig unterrichten wie die männliche. Ihre häuslichen Pflichten hinderten sie jedoch nicht daran, regen Anteil am geistigen Leben der Universität zu nehmen. Von ihrer ausgedehnten Lektüre geben noch heute Aufzeichnungen aller Art Zeugnis. Auch machte sie damals für Schiller Übersetzungen aus dem Französischen, die dieser in seiner Sammlung „Historischer Mémoires“ veröffentlichte. Darunter findet sich eine Auswahl von Briefen der Liselotte von der Pfalz und die Memoiren des Kardinal Retz. Die Mehreinnahmen kamen dem jungen Haushalt sehr zugute, denn die Besoldung war anfänglich noch klein, und das Heiratsgut, das außer der notwendigen „Weißwasch“ und Kleidung 3154 Gulden betragen hatte, griff man damals nicht gerne an.

Auch zu Goethe trat das Ehepaar bald in nähere Beziehung. Schon bei der ersten Begegnung im Schloßhof zu Jena wurde der Menschenkenner auf die anziehende, für alles Schöne empfängliche Karoline aufmerksam und machte ihr bald so ausgiebig den Hof, daß die mediziner Jenaer Damen neidisch wurden. In ihrer Gegenwart habe sich der Dichter immer zu den reizendsten Improvisationen und Märchen hinreißen lassen, die den ganzen Professorenzirkel entzückten, berichtet Paulus später selber. Die Elegie „Alexis und Dora“, die er 1796 schrieb und an der er immer besonders hing, überreichte er der „kleinen Frau“, wie er sie zu nennen pflegte, in der ersten Reinschrift, als er bemerkte, daß „sie dem Geheimnis der sinnreichen Darstellung noch weiter nachforschen wollte“. Zeit seines Lebens blieb Goethe Karoline Paulus gewogen. Als sie im Frühjahr 1802 auf den Tod krank darniederlag, schrieb er an Schiller: „Sie ist sehr übel daran, daß ich für ihre Existenz fürchte, und die Natur kann nun wieder eine Weile operieren, bis sie ein so neckisches Wesen zum zweitenmal zusammenbringt.“

In dem geselligen Leben der Universität wurde Karoline bald der Mittelpunkt, vor allem als auch Friedrich Schlegel noch hinzukam, von dessen Witz und Ironie sie sich angezogen fühlte. Seine damals an sie gerichteten Billette

beweisen, daß ihr seine in der „Lucinde“ ausgesprochenen Ideen, die eine gänzlich neue Auffassung von Liebe und Ehe verraten, vertraut waren und ihre Billigung fanden. Diese Freundschaft entfernte sie allerdings von Schiller, der gänzlich mit Schlegel gebrochen hatte, und seiner Frau, die Karoline auf diesem Wege nicht zu folgen vermochte.

In jenen Jahren war Karoline tief in das Romantiker-treiben hereingeraten. Unbefriedigt in ihrer Ehe – in Jena erzählte man sich, diese sei nur noch dem Namen nach eine solche, wenn auch nach außen der Schein gewahrt bleibe – überließ sie sich einer Leidenschaft zu dem in Bamberg wirkenden Arzt Adalbert Friedrich Marcus, dem bedeutenden Vertreter der romantischen Richtung in der Medizin. Ein ganzes Bündel unveröffentlichter Briefe von Marcus an Karoline zeigt, wie herzlich er diese Neigung erwiderte und wie sehr auch der Ehemann von der Zeitströmung erfaßt war, da er diesem Verhältnis mit solcher Unbefangenheit zuzusehn vermochte. Wenn wir sie lesen, wird uns erst recht deutlich, auf welchem Hintergrund Goethes „Wahlverwandschaften“ entstehen konnten. Es ist nicht ausgeschlossen, daß Karolines im Frühjahr 1802 geborener Sohn Wilhelm ein Kind Marcus' gewesen ist. Auch manche zeitgenössischen Andeutungen bestätigen diese Vermutung. Aber so frei man damals auch über solche Abirrungen denken mochte, die an der Tagesordnung waren und an denen erst die Biedermeierepoche wieder Anstoß nahm, so wenig blieben denen, die aus ihrer Bahn gewichen waren, Selbstvorwürfe und Reue erspart. Karoline erkrankte damals so schwer an Leib und Seele, daß man an ihrem Wiederaufkommen zweifelte. Nur die unverdrossene Treue und Fürsorge ihres Mannes, von der einer seiner Briefe an seinen alten Freund Professor Schnurrer in Tübingen ein rührendes Zeugnis ablegt, und die Freundschaft Dorothea Veits, die endlich die Frau Friedrich Schlegels geworden war, halfen Karoline über die schwere Zeit hinweg.

Die mehr als sechzig Briefe Dorotheas aus Paris und Köln, zu denen leider die Antworten fehlen, sind ein schönes Zeugnis für die Verbundenheit der beiden Frauen. Die ältere, äußerlich unansehnliche aber kluge Jüdin fühlte sich unwiderstehlich zu der anmutigen, gescheiten und heiteren Schwäbin hingezogen, die ihr Schwester und Tochter ersetzen muß. Sie sei fast verliebter in sie als in ihren Friedrich, bekennt Dorothea einmal, und Karoline vergilt ihr diese Zuneigung mit Liebesdiensten aller Art. So sehr auch literarische Fragen in diesem Briefwechsel im Vordergrund stehen, über Karolines literarische Produktion fällt merkwürdigerweise nie ein Wort.

Denn 1805 erschien ihr erstes Werk „Wilhelm Dumont“, ein einfacher Roman. In Form und Inhalt unterscheidet er sich wenig von den andern Frauenromanen der Zeit. Allerdings steht er mit seinen emanzipierten Ansichten alleine, denn diese gingen weit über das hinaus, was man damals zu lesen gewöhnt war. Karoline spricht von der Ehe als von einem der unsinnigsten Gesetze. In ihr verliere die Frau ihre moralische Individualität. Sie müsse

ihrer von Gott verliehene Willensfreiheit aufgeben, ihrem Mann ähnlich werden, seine Fehler und Schwächen auch noch verteidigen, kurzum: „Ich gestehe, daß unter allen Gesetzen, welche Vorurteil, Fanatismus und Grausamkeit in die Welt gebracht haben, mir keines unserer höchsten Bestimmung so sehr entgegenzuwirken scheint, als das Gesetz der Ehe.“ Auch bestreitet sie energisch, daß eine bessere Ausbildung der Mädchen, für die sie sich einsetzt, ihrer natürlichen Bestimmung zuwiderlaufe. Nie werde Vervollkommenheit, die ja der Zweck unseres Daseins sei, ein Mädchen an seinem fraulichen Tun hindern.

Goethe, dem die hier geäußerten Ansichten keinesfalls gefallen mochten, erwies seiner Freundin dennoch die Ehre einer eingehenden Besprechung ihres Buches in der Jena'schen Allgemeinen Literaturzeitung, die natürlich nicht anders als freundlich ausfallen konnte. Ein gewisser ironisch-zärtlicher Unterton ist dabei nicht zu überhören. Vor allem amüsierte ihn Karolines Abneigung gegen Schelling und seine Naturphilosophie, die beide in dem Roman schlecht wegkommen.

Interessant bleibt der Roman, dessen Stil verrät, daß sich die Verfasserin an Goethe geschult hatte, durch die Anspielungen auf zeitgenössische Personen und die Literatur ihrer Zeit. Schelling tritt darin auf, auch August Wilhelm Schlegel, gekennzeichnet als ambulanter Professor, mit seinem Wort von der Architektur als der zu Stein gewordenen Musik, und Madame de Staël, deren „Delphine“ treffend kritisiert wird. Die verständnisvolle Würdigung des „Wilhelm Meister“ wird mit einem Seitenhieb auf die romantischen Poeten verbunden: „Unsere neueren Dichter fühlen wohl, daß sie nie dahin gelangen können und scheinen deswegen eine andere Bahn zu suchen, und mit ihrer trägen Erfindungskraft an alten Märchen und Legenden auszuruhen.“

Ihr zweiter Roman „Adolf und Virginie“ folgte kurz darauf. Er war mir nicht zugänglich. Vermutlich enthält er einen Niederschlag ihrer Freundschaft mit dem schwäbischen Landsmann und Philosophen Hegel, von der uns eine ganze Anzahl noch erhaltener Briefe Kunde gibt. In ihnen hat sie den heiteren, kecken Ton der ersten Jenaer Jahre wiedergefunden. Das alte gute Verhältnis bestand weiter, auch als Hegel sich verheiratete und hat Jahre überdauert. Karoline unterstützte seinen Wunsch nach einer Professur in Heidelberg wirksam bei ihrem Mann, der seit 1811 dort lehrte, und als das Ehepaar Hegel endlich dorthin übersiedelte, war sie es, die die Wohnung besorgte und die Magd gefunden hatte.

Noch zweimal durfte Karoline in Heidelberg ihren alten Freund Goethe wiederssehen. Auf den beiden denkwürdigen Reisen 1814 und 1815 kehrte er mehrfach bei ihr ein. Er saß dann jedesmal an dem unter ihren Freunden schon berühmt gewordenen „runden Liebesmahltschchen“ – wie Jean Paul ihn nannte – vor einer Flasche Rheinwein, den er vor allem liebte, dem „Elfer“. Gewiß hat er bei dem zu seinen Ehren verfaßten Ghasel „Wo man mir Guts erzeugt überall“ auch an Karoline gedacht. Wie nahe die „kleine Frau“ seinem Herzen noch immer stand, geht

schon daraus hervor, daß er auch ihr das beziehungsreiche Gingo-bilobabblatt schenkte, das sich noch nach vielen Jahren als kostbares Vermächtnis im Paulusschen Nachlaß fand. Zu dem kleinen, damals zwölfjährigen Wilhelm, einem bildhübschen Knaben, gewann der Dichter ein besonders zärtliches Verhältnis. Er durfte dem berühmten Gast alle Morgen aus der Mutter Küche einen Leckerbissen, ein sogenanntes „Schwänchen“ bringen, worauf er nicht wenig stolz war, wie Karoline an Hegel schreibt. Dafür ist er auch in die Literatur eingegangen, denn Goethe redet ihn in seinem Divan-Gedicht „Heute hast Du gut gegessen“, das um den mehrfachen Sinn des Wortes Schwan spielt, als Schenken an. Es war das einzige Mal, daß wirklich ein Kind aus Goethes Umgangskreis die Rolle des Schenken übernahm.

In Heidelberg wird auch die Beziehung zu Jean Paul erneuert, den Karoline als Dichter sehr verehrte. In ihren Büchern – in Heidelberg war noch ein Bändchen „Erzählungen“ dazugekommen – tauchen immer wieder Anspielungen auf seine Werke auf, unter denen der „Hesperus“ Karoline das liebste war. Ihre Wiederbegegnung mit dem Dichter schildert sie sehr eindrücklich in einem bisher unveröffentlichten Brief an die Malerin Ludovike Simanowitz:

Heidelberg, den 8. Juli 1817

Meine herzlich geliebte Freundin!

Ein Brieflein von Dir bleibt immer eine liebe erfreuliche Erscheinung, mag es auch noch so lange ausgeblieben sein. Ebenso erging es uns mit unserem Jean Paul. Schon seit Jahr und Tag sollte er hierher kommen, und nun ist er endlich da, und seine herrliche Gegenwart macht uns vergessen wie lange wir vergeblich gewartet haben. Er kam gleich den ersten Tag zu uns und versprach, uns recht häufig zu besuchen. Hättest Du das freundlich erklärte Gesicht meiner Sophie sehen können, als sie diesen ihren Lieblingsschriftsteller von Angesicht zu Angesicht schaute. Kein Wunder, daß er ihr Gesicht in diesem Augenblick mit der schönen Heidelberger Gegend verglich; die Beleuchtung ging ja von ihm aus; wie hätte der Effekt nicht schön sein sollen! Ich habe ihn vor ungefähr zehn Jahren in Weimar kennengelernt. Er ist im Umgang gerade so wie er schreibt. Dieselbe unerschöpfliche Fülle von Geist und Witz und Scharfsinn. Ach könntest Du jetzt zu uns kommen.“

Karolines Tochter Sophie, eine schwerblütige Natur, die inzwischen zu einem schönen Mädchen herangewachsen war, faßte eine schwärmerische Liebe zu ihrem Dichter. Auch sie, deren meisterhaftes Klavierspiel sogar Zelter rühmt, machte Eindruck auf Jean Paul, wovon zahlreiche zärtliche Billette von seiner Hand noch heute zeugen. Einmal schreibt er ihr, die für ihn Korrektur liest, er könne sich höchstens durch die mündliche Korrektur des Wörtchens „net“ revanchieren, ein Beweis dafür, daß im Hause Paulus auch die Kinder noch das heimatliche Schwäbisch sprachen. Zwei Jahre währte für Sophie dieser Traum. Dann verlobte sie sich plötzlich und zur Überraschung der Heidelberger Freunde – wie etwa Boisseré's – mit dem

damals zweiundfünfzigjährigen August Wilhelm Schlegel, der gerade vorübergehend in Heidelberg zu tun hatte. Die Ehe wurde, kaum geschlossen, nach wenigen Monaten schon wieder getrennt. Sophie weigerte sich entschieden, ihrem Gatten nach Bonn zu folgen. Still und in sich gekehrt, ja fast schwermütig, lebte sie fortan als ständige Begleiterin der Mutter häuslich und zurückgezogen.

Auch mit ihrem zweiten Kinde hatte Karoline kein Glück. Der schwierige und verwöhnte Knabe, dessen Ausbildung vernachlässigt worden war und den man schließlich zu einem Präzeptor in Württemberg gegeben hatte, erkrankte in Stuttgart an Scharlach und starb bald darauf im Alter von 17 Jahren. Dieser Verlust brach der Mutter das Herz. Wie sie litt, zeigt uns ein Brief, den sie sieben Monate später an Ludovike Simanowitz schrieb:

„Ach, daß ich bei Dir wäre, daß ich mich an Deinem mitfühlendem Herzen erst ganz ausweinen könnte, um dann alles, alles zu sagen was ich nicht zu schreiben vermag. O wohl Dir, Du Glückliche, daß Du diesen Schmerz nie erfahren wirst, der alle Mutterfreuden weit, weit aufwiegt. Er wird nur mit meinem Leben enden, und mein einziger Trost bleibt, daß ich meinem verklärten Lieb-ling nachfolgen, daß ich ihn dort wiederfinden werde. Ich danke Dir für Deinen liebevollen Brief; er hat meinem verwundeten Herzen innig wohl getan. Ich hätte Dir gerne schon längst geschrieben, aber es war mir nicht möglich, und auch wird es mir nicht möglich sein. Es ist sonderbar, und ich weiß es mir selbst nicht recht zu erklären, daß ich gerade an diejenigen, mit denen ich mich eng verbunden fühle, nicht schreiben kann, da ich mich doch so unaussprechlich sehne mit ihnen zu reden. . . . An andere Personen, die meinem Herzen nicht so nahe stehen, kann ich schreiben; Dir aber möchte ich mich ganz hingeben, und in persönlicher Hingebung würde ich Dir alle meine Gefühle, alle meine tiefen Leiden vertrauend, Erleichterung finden. Du bist meine einzigste geliebteste Freundin. Oh, behalte mich immer lieb, und glaube mir, daß ich mich recht ernstlich bestrebe Deiner Liebe wert zu werden, das heißt: immer besser zu werden, und mich mit Demuth und Ergebung in den Willen Gottes zu fügen . . . Lebe wohl, habe Nachsicht mit diesem Brief, mein Kopf und meine Augen haben so gewaltig gelitten daß mir das Schreiben recht schwer wird. . . .“

In weitem Bogen hatte dies Leben alle Lust und allen Schmerz umfaßt. Aus dem heiter tändelnden Mädchen der Rokokozeit, das sich zur leidenschaftlich glühenden und schwärmerisch verehrenden Frau der romantischen Epoche gewandelt hatte, war die durch Kummer und Schmerzen geläuterte Kirchenrätin der Biedermeierzeit geworden. Die Lebenszeugnisse werden nun seltener und zeigen, daß andere Neigungen und Wertungen von Karoline Besitz ergriffen haben. Nach dem Tode des Sohnes waren ihr noch vierundzwanzig Jahre an der Seite des Gatten vergönnt, mit dem sie sogar das Fest der Goldenen Hochzeit feiern durfte. Fünf Jahre später, 1844, starb sie in Heidelberg, wo sie auch ihre letzte Ruhestätte gefunden hat.

Ein böser Nickel unter den Buchstaben

Von Karl Häfner

Wenn es sich nicht um Schwäbisches handeln würde, so könnte hier stehen: ein rechtes Karnickel. Nun ist aber Karnickel gar nicht schwäbisch; dagegen ist bei uns Nickel ein nicht gerade böses gemeintes Schimpfwort, das man besonders für lebhaftere Kinder benützt. Böseartig, so recht im Ernst kann der Name des lieben Nikolaus, des Sankt-klos, nicht gebraucht werden. So soll auch das R, denn dieses ist gemeint, hier nicht eigentlich angeprangert oder gar gemäßregelt werden; es sollen bloß die Streiche des etwas gewalttätigen Lautes herausgestellt werden.

Man klopft ihm allerdings allenthalben auf die Finger. Ganz richtig darf es sein Wesen nur noch in der unverfälschten Mundart der Dörfer treiben; schon unsern Städtern geht die Sache manchmal etwas zu weit, und sie haben ihm seinen Wirkungskreis ordentlich eingeschränkt. Deshalb können auch nur die echten Schwaben die folgenden Streiche ganz verstehen, bloß die, die noch so sprechen können, wie man in den Dörfern spricht. Und wer das unter den Schwaben nicht mehr kann, soll daraus sehen, wie seine Großeltern und Urgroßeltern gesprochen haben, auch wenn sie schon vornehme Herren und Damen in der Stadt gewesen sind. Wenn er von den Streichen liest, hört er vielleicht künftig schärfer darauf, wie er seine Mundart spricht und wie sie von seinen Nachbarn gesprochen wird.

Das R rollt als Zungen-R voll und breit daher, wenigstens wo das „Reißen“ noch nicht eingesetzt hat. Der breite R-Laut verbreitert nun fast alle Silben, in denen er steht. Deshalb kennt das echte Schwäbisch folgende Wörter und noch viele andere nur mit langem Selbstlaut: Garten, Garn, Karte, Schwarte, warten, Gärtlein, gärteln, März, fertig, Ort, Sorte, Torte, Borte, Borste, Durst, Wurst, kurz, schwarz, Bürste, stürzen.

In vielen Wörtern genügt dem R diese Breite aber noch nicht; es spaltet die vorausgehenden Selbstlaute zu Doppellauten, oder macht von der Mundart ohnehin schon gespaltene erst recht breit. In diesen Wörtern klingt das R fast wie „er“ oder „ar“: mir (= mier), dir, ihr, Ohr (= Auer), Rohr, Ern (= Aiern), Gerlingen (= Gaierlingen), Röhrlein, gehört, der (= däer), er, wer, Herz, Schmerz, Gerste, Schmer, Bär, Herde, wert, gern, Kern (Keller), Schnur.

Wie das R gleichsam zu größerem Nachdruck einen Laut hier vor sich einschiebt, so verlangt es in anderen Wörtern einen nach sich. Arm wird so zu Arem, Berg zu Bereg (fränkisch Berich). Ähnlich ist es bei warm, stark, arg, Werk, Werg, Farbe, Garbe, etwas anders bei gern, Stern, fordern, hindern.

Damit ist aber die verbreiternde Kraft des R noch nicht erschöpft. Es übt sie nicht bloß auf Selbstlaute aus, sondern auch auf ein S, das ihm nachfolgt, und aus dem es ein Sch macht. Die Schriftsprache hat sich das in einigen